

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 5

Artikel: Bubi
Autor: Weibel, Rosa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

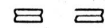
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lichen Monat konnte der Betrieb eröffnet werden. Besser als Worte sprechen Zahlen für die Daseinsberechtigung der Einrichtung, die namentlich von alleinstehenden, bedürftigen Soldaten gewürdigt und in Anspruch genommen wird. Aus den Schützengräben im Jura und von der Hochwacht auf den Bündner Bergen senden sie ihre Säcken in die Kriegswäscherei, um sie in kürzester Frist mit erfreulichem Inhalt wieder zurückzuerhalten. Ein Tätigkeitsbericht erzählt uns, daß in der Zeit vom 1. Januar bis Ende Mai 1915 in der Kriegswäscherei Bern 8603 Wäschestücke ankamen; im Durchschnitt enthält jeder 5,5 Wäschestücke; die Gesamtzahl der an die Eigentümer in tadellosem Zustand zurückgesandten Gegenstände betrug in diesem kurzen Zeitraum 41,161 Stück. Die Arbeit besorgten 160 freiwillige und 9—10 bezahlte ständige Kräfte. Es spricht für den gefundenen praktischen Sinn der Schweizerfrauen, daß selbst die Berühmten unter ihnen sich ohne Ziererei für die nicht sehr verlockende Arbeit in der Kriegswäscherei zur Verfügung stellten und wacker zugriffen. Man begnügt sich dort nicht nur mit dem Reinigen und Glücken der Gegenstände; allzudürftiger Wäschebestand wird ergänzt, Abgenutztes ersetzt. Das Unternehmen stellt bedeutende Anforderungen an den Opfergeist der Bevölkerung, doch genießt es eine solche Popularität, daß ihm die freiwilligen Beiträge kaum fehlen werden, so lange sein Bestehen notwendig erscheint. Nach dem Berner Vorbild gab es bald im ganzen Lande herum Kriegswäschereien, manche von nur beschränkter Betriebsdauer und mehr lokalem Charakter; wo immer sie sich entwickelten und ihren Zweck erfüllten, geschah es dank dem Organisationstalent der Leiterinnen.

Als eine besonders erfreuliche Einrichtung begrüßen wir die Soldatenstube des Verbandes Soldatenwohl. Mit Stolz erfüllt es, daß auch diese Idee aus Frauenkreisen hervorging und daß die außergewöhnliche Energie einer Frau — Elise Spiller — ihr die schönste Verwirklichung gesichert hat. Jetzt öffnen weit über 100 Soldatenstuben ihr Pforten und laden zu traulichem Verweilen bei anregender Lektüre, bei warmem, alkoholfreiem Trank und duftendem Gebäck, das der Soldat als Ergänzung seiner einförmigen Mahlzeiten besonders schätzt. Im Tessin, im Engadin, im Jura, in den abgelegensten, oft ärmlichen Grenzdörfern hat sich für das „Müetti“, die Vorsteherin der Soldatenstuben, ein Wirkungskreis gefunden, dem sie den Stempel ihrer wohlwollenden, stets hilfsbereiten Persönlichkeit aufdrückt. Im Schlosse, im Stall, im Dorftheater, im Schulhaus, in allen nur denkbaren Gebäulichkeiten haben die Soldatenstuben Unterkunft erhalten. Fraulicher Erfindungsgeist und Schönheitssinn und tatkräftiges Entgegenkommen von Offizieren, Mannschaft und Privatleuten haben auch den verwahrlosten Raum zur gemüthlichen Erholungsstätte gewandelt, in der weder Konsumationszwang herrscht, noch politische, religiöse oder abstinente Werbetrömmeln ertönen. Wir freuen uns des Lobes, das Oberstkorpskommandant Sprecher den Soldatenstuben zollt: „Die Frauen, und allen voran Fräulein Elise Spiller, haben durch ihr Werk nicht allein unsern Truppen eine Wohlthat erwiesen, die ihnen kaum hoch genug anzuschlagen ist, sondern sie haben auch ungewollt und unbewußt uns Führern ein Beispiel gegeben, was Tatkraft und Unermüdlichkeit gegenüber Widerständen und Hindernissen aller Art zustande bringen, wenn unbeugsamer fester Wille und selbstlose Aufopferung daran gesetzt werden.“

Wie in den kriegführenden Ländern, zeigte sich auch bei uns in den ersten Wochen nach erfolgter Mobilisation ein ungeheurer Zudrang zur Kriegskrankenpflege. Die Meldestellen des Roten Kreuzes mußten Anstürme von Frauen und jungen Mädchen über sich ergehen lassen. Jede fühlte sich zur Krankenpflegerin berufen; nur die wenigsten hatten eine Ahnung von den hohen Anforderungen, die das Amt der Pflegerin stellt. Da waren nun die massenhaft besuchten Kurse des Roten Kreuzes und der Samaritervereine geeignet,

Aufklärung zu bringen und die Spreu vom Weizen zu sondern. Das Samariterwesen hat durch Mobilisation und Krieg bei uns eine starke Förderung erfahren, die auch in der Friedenszeit der Allgemeinheit zugute kommen wird. So sind in Bern aus den Kreisen der Samariterinnen die Heimpflegerinnen hervorgegangen, die fortan in besonders Kurzen die nötige Vorbildung erhalten und deren Wirken unter der bedürftigen Bevölkerung viel Anerkennung gezollt wird. Fräulein Hedwig Hauser, die Begründerin der Heimpfleger-Institution, hat es verstanden, die ursprünglich der Soldatenpflege zugeordneten überschüssigen Kräfte für andere Ziele zu gewinnen. Mancher brave Soldat, der hilflose Angehörige daheimließ, wurde seiner Sorgen enthoben durch die Arbeit der Heimpflegerinnen; sie besorgen Wöchnerin und Säugling, gebrechliche Alte, chronisch Leidende; sie kommen mit Arbeitslust und Frohsinn, oft auch mit materiellen Gaben zu den Hilfebedürftigen; sie gehen nach vollbrachter Pflicht und verlangen nicht einmal ein Dankeswort. — Auch darin liegt Soldatenfürsorge. (Schluß folgt.)



Flandern.

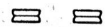
Still ruht das Tal. Nachtschatten wandern.
Die schwarzen Todesfalter schwärmen aus.
Sie fliegen unruhvoll von Haus zu Haus,
Von einem Trümmerfeld zum andern.

Dort wandt ein Krieger durch den Wafen,
Halb wach, halb schlafend stiert er vor sich hin
Und sucht den Pfad; doch bleischwer drückt es ihn
Danieder auf den feuchten Rasen.

Die Wunden brennen. — Dumpfes Ringen!
Heiß strömt der Atem, bleicher wird der Mund.
Da plötzlich — ferne, fern im Talesgrund
Ein leises, banges Glockenklingen.

Es ist der Tod, der auf dem Turme
Des nahen Dorfes, das in Trümmern liegt,
Die Glocke rührt. Er hat gekämpft, gesiegt
Und läutet Frieden nach dem Sturme.

Aus „Seerosen“. Verlag Drell Süßli.



Bubi.

Skizze von Rosa Weibel.

Er wurde an einem trüben Märztag geboren. Der Wind heulte und warf den nassen Schnee an die Fensterscheiben, hinter denen die junge Mutter in den Wehen lag. Die Großmutter ging ab und zu und brachte, was die Hebamme verlangte. Ein liebes Wort bekam die Wöchnerin nicht. Sie lag mit zusammengebissenen Zähnen, ohne einen Laut von sich zu geben. Als Bubis dünnes Stimmchen ertönte, fing in der Stube nebenan ein alter Mann un-menschlich zu fluchen an. Es war Bubis Großvater, der nicht darüber hinwegkommen konnte, daß Bubi keinen Vater hatte. Die Großmutter ging hinüber: „Du doch nicht so wüß! Kannst es damit anders machen, als es ist?“ Der alte Mann war fahl im Gesicht und zitterte am ganzen Leib; er fluchte und schimpfte noch lauter, drückte einen alten Filzhut auf das ergaute Haupt und lief in das Schneegestöber hinaus.

Die Großmutter ging in die Nebenstube zurück, zog die Türe in das Schloß und beugte sich über das winzige Kindchen. Seine Fingerchen waren von der Dicke einer Stahlstricknadel. Er weinte, schlief aber bald ein. Das Gesicht der Großmutter war auf einmal weniger streng, sie hatte unendlich viel zu schaffen. —

Bubi hatte eine Tante. Sie war lahm und hinkte; aber sie hatte ein liebevolles Gesicht. Zur Zeit als Bubi geboren wurde, befand sie sich im Krankenhause, weil das Bein immer nicht recht tun wollte und sie oft grausam qualte. Auch der Schmerz stand ein wenig im Gesicht der Tante. Sie kam nach Hause, als Bubi acht Tage alt war. Bevor sie in die Stube ihrer Schwester trat, blieb sie stehen und atmete tief und schwer; dann stemmte sie die Hand fest auf den Krüdstock und trat an das Bett. Bubi lag neben seiner Mutter. Die Tante sah ihn lange an, dann küßte sie ihn auf die Stirn. Sie küßte auch die Schwester und drückte ihr die Hand, wandte sich dann rasch ab und weinte schmerzlich in das Taschentuch hinein.

Merkwürdig schnell hatte sie gelernt, Bubi auf dem Arm in der Stube herumzutragen, trotz des kranken Beines; oder sie wiegte ihn auf dem Schoße und summt leise allerlei Weisen von alten Volksliedern. Bubi war noch nicht aus der Stube herausgekommen; er hatte keine Ahnung, daß er nebenan einen Großvater hatte, der grimmig auf den kleinen Ambos schlug und seinen Enkel nicht sehen wollte. Bubis Großvater war Goldschmied, aber einer, der seiner Lebtag nicht zu Gold gekommen war. Das Herz der Tante zitterte beständig, seitdem sie aus dem Krankenhause zurück war. Schon oft war sie mit Bubi auf dem Arm im Begriff gewesen, bei Großvater einzutreten, aber jedesmal seufzte sie tief auf und setzte sich wieder in den Strohseffel.

Am Ende wagte sie es doch. Bubi schlief und hielt die winzigen Fäustchen links und rechts an die kleine Brust gepreßt. Da trat die Tante mit ihm zum Großvater und sagte mit sanfter Stimme, die ein wenig zitterte: „Sieh — wie schön er schläft!“

Sprachlos über diese Kühnheit, sah der Großvater auf seinen Enkel nieder, sein Gesicht fing an zu gucken, seine Rippen bewegten sich heftig; aber die Tante blieb standhaft, hielt Bubi immer näher und sah bittend zu ihrem Vater auf. Zuletzt hielt sie das Kind so, daß es seinem Großvater in den Schoß gefallen wäre, wenn er es nicht genommen hätte. Als er das kleine Bündel im Arm hatte, schmolz der Grimm, er neigte sich über das feine Gesichtchen und große Tränen rannen plötzlich in seinen Bart. Die Tante umschlang seinen Hals und schluchzte: „Lieber Papa! Lieber, lieber Papa!“ und er drückte mit einem Arm seine Tochter und dem andern seinen Enkel an sich.

Nun war die Wand, die Bubi von seinem Großvater getrennt hatte, durchbrochen. Kurz darauf verlor er seine Mutter; diese reiste nämlich, sobald sie sich erholt hatte, in eine ferne Stadt, um einen neuen Dienst anzutreten.

Bubi blieb klein und schwächlich, seine Glieder waren zerbrechlich zart. Trotzdem lernte er rasch gehen und sprechen. Sein Großvater tat keinen Schritt mehr aus dem Hause ohne Bubi an der Hand, die beiden waren unzertrennlich. Die Großmutter strickte und nähte für ihn und die Tante erzählte ihm wunderschöne Geschichten. Diese Geschichten wußte Bubi im täglichen Leben gut zu verwerthen. Er handelte immer wie ein König und wollte ein Edelmann werden. Häßliche, rohe Worte, die er zuweilen auf der Straße hörte, verabscheute er aus Herzensgrund. Seinen Spielgenossen rügte er jedes häßliche Wort. „Man sagt nicht so, das ist unanständig,“ sagt Tantchen.“ Alles lachte darüber, die Großen sowohl wie die Kleinen, aber Bubi sah sie ernst an und beharrte bei seiner Meinung.

Bubi wurde fünf Jahre alt, da starb seine Großmutter. Er konnte es nicht verstehen. „Sie ist ganz kalt!“ sagte er schauernd und zog hastig sein Händchen von ihrem Gesicht, es in die Tasche zu bergen.

Von da ab schloß er sich noch enger an Großvater und Tante. Diese mußte nun den kleinen Haushalt allein besorgen, was ihr erst viel Mühe machte. Zu ihrer großen Freude wurde jedoch das Bein nach und nach besser, sie

konnte ohne Stod gehen und hinkte weniger, auch die Schmerzen wurden geringer.

Nach zwei Jahren gab es abermals Veränderungen. Bubis Mutter heiratete. Zwei Monate später starb der Großvater. Bubi stand fortwährend neben dem Sarge und fragte, wie lange er warten müsse, bis er auch sterbe und den Großvater wiedersehe. Er konnte es nicht fassen, daß er und die Tante allein bleiben sollten. Aber es kam anders. Die Tante schraubte weinend den kleinen Ambos von der Arbeitsbank, packte die feinen Zängchen und Feilen in eine Kiste, denn die Schwester war gekommen, um den Hausrat und Bubi zu holen. Die Tante selbst hatte eine Stelle gefunden, wo sie das Maschinens Schreiben erlernen konnte.

Bubi ging mit seiner Mama. Er war furchtbar niedergedrückt durch alles, was er in der letzten Zeit erlebt hatte. Bei seinen Eltern war alles so anders. Sonst wenn er zu Bett gegangen, war die Tante gekommen, hatte ihn geküßt und gesagt: „Gott schütze dich, mein Liebling“ oder „Schlaf in Gottesnamen, mein lieber Bubi!“ Manchmal war sie noch an seinem Bettchen gelesen, und er hatte sie über alles mögliche gefragt, bis er eingeschlafen war. Die Tante wußte auf alles Antwort. Bubi war sich auch gewohnt, die Aermchen um den Hals des Großvaters oder der Tante zu legen und sie zu küssen. In der kleinen, engen Stube bei seiner Mama und bei seinem neuen Vater merkte er, daß das hier nicht ging. Das tat ihm furchtbar weh. Abends sagte die Mutter: „Geh zu Bett!“ Er reichte das Händchen und ging. Am ersten Abend war er vor ihr stehen geblieben, „vielleicht“, hatte er gedacht, „wird sie mich küssen.“ Aber sie hatte ihn nicht geküßt. „Du kannst dich doch allein aus- und anziehen?“ hatte sie gefragt. Das konnte er.

Am diesem ersten Abend bei seiner Mutter hatte er ganz still in seinem Bett gelegen. Er hatte sich nach seinem Großvater und nach der Tante gesehnt, so sehr, daß ihn das kleine Herz in der Brust brannte und schmerzte und heiße Tränen waren über die blassen, schmalen Wangen geflossen, eine nach der andern in schneller Reihenfolge.

Am andern Tage wurde er bei der Schule angemeldet. Das war ein großes Ereignis für Bubi. Er lernte Buchstaben schreiben, die er mit seiner kleinen Hand merkwürdig schwerfällig und unbeholfen hinmalte. Bei jedem Buchstaben, den er geschrieben, dachte er, was wohl die Tante dazu sagen würde, und er gab sich Mühe, besonders schön zu schreiben. Sein erster Brief an die Tante lautete:

„Lieberes Tantchen ich kan jek schreiben ich hab heimweh nach dir und ich küsse dich wen tu komst.“

Er dachte immer an die Tante und fragte nach ihr, aber die Mutter hatte keine Zeit, Auskunft zu geben, und den Vater wagte er nicht zu fragen, weil er stets schrecklich finster aussah.

Bubi aber sehnte, sehnte sich . . .

Er bekam ein kleines Brüderchen. Sobald er aus der Schule kam, mußte er zu diesem sehen. Oft tat ihm der Arm weh von dem kleinen Bündel, aber er sagte nichts, seufzte nur tief auf und sah sehnsüchtig nach der Mutter, ob sie ihm die Last nicht bald abnehmen wolle. Wenn es gar zu lange ging und das Brüderchen immer weinte, trotzdem er es wiegte und ihm zusprach, fing er wohl auch still zu weinen an; wenn ihn die Mutter weinen sah, nahm sie ihm das Kind ab, sagte aber jedesmal etwas, das ihm weh tat, nämlich, er wäre ein langweiliger Bub, den man zu nichts gebrauchen könne, oder ähnliches.

Da starb ganz plötzlich Bubis Stiefvater. Wenn man Bubi darüber fragte, wurde er ganz weiß und ein Schauer ging durch das schwächliche Körperchen. Seine Mutter weinte Tag und Nacht. Die Tante kam zum Begräbnis. Bubi stürzte mit einem lauten Schrei auf sie zu und riß sie beinahe zu Boden. Sie preßte ihn in die Arme und konnte ihn nicht genug küssen. (Schluß folgt.)